

30]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Sieh da! Hast Du Dich wieder aufs Studieren geworfen?“ fragte Gryziak, indem er auf das Bücherbrett zeigte.

„Du weißt, ich habe die Bildung immer geliebt. Das verstehst Du nicht, aber ich habe das Gymnasium absolviert! Diese Bücher hier, die stehen nur für die „Genossen“ da, die mich oft besuchen. Die revolutionäre russische Literatur habe ich von der Ochrana bekommen. Ich verleihe sie manchmal an die „Genossen“.“

„Was sind das für Leute?“

„Komische Figuren. Diese Idioten bilden sich ein, daß sie die Welt umgestalten werden. Was für Grimassen! Welche Tugend! Und einer immer dümmere als der andere. Die tun gerade so viel in der Revolution, daß sie kluge Bücher über die Einrichtung der Welt lesen und ihre Tugend pflegen. Darum greift man sie auch einen nach dem anderen mit der bloßen Hand an dieser Tugend, bevor einer noch irgendwas getan hat! „Prinzipien!“ Im Grunde sind es Feiglinge. Dazu gehört eine ganz andere Sorte von Leuten. Solche tüchtige Burschen, wie sie bei uns sind, habe ich da nicht gefunden.“

„Wie bist Du da hineingekommen? Vertraut man Dir? Fürchtest Du Dich nicht? Schon manchen haben die Leute von der Partei hingestreckt.“

„Aber Mensch! Mich hat doch ihr eigener Hauptmacher aus Moskau eingeführt. Ein großes Tier! Ich bin dort sicher bis ans Ende der Welt!“

„Wie hast Du den bekommen? Womit?“

„Er dient ebenfalls in der Ochrana und, stell' Dir bloß vor, schon seit neun Jahren! Das ist ein Kerl! Tausend Rubel im Monat, Reisekosten, Prämien — und, was die Hauptsache ist, dieses tägliche, stündliche Vergnügen an der schweren menschlichen Dummheit!“

„Ja, es muß amüßant sein! — Hast Du nicht auch Beziehungen zu der PPS. hier in Warschau? Ich hätte ein Geschäft...“

„Ja, siehst Du, das sind heikle Dinge. Ich hatte dort früher Bekannte und fürchte, daß man mich erkennt. Sie würden mir meine Geschäfte verderben. Denn dort weiß man von verschiedenen meiner kleinen Affären. Was wolltest Du?“

„Ich habe einen Brief von einem Kampfgenossen, der morgen gehenkt wird.“

„Gib her, laß uns lesen! Das muß lustig sein, was so ein Ritter an die Nachkommen schreibt.“

„Nein, es ist ein ganz gewöhnlicher, ehrlicher, dummer Bauer. Ich habe ihm übrigens versprochen, den Brief nicht zu lesen.“

„Liegt Dir so viel daran, daß der Brief ankommt?“

„Einerlei, ob mir daran gelegen ist oder nicht. Ich pflege zu halten, was ich verspreche. Und habe ich jemand Prügel zugesagt, so kann er bestimmt darauf rechnen.“

„Was hast Du hier im Bündel?“

„Zwei Würste. Der arme Kerl gab sie mir gern. Er selbst hätte keine Zeit mehr gefunden, sie zu essen.“

„Sicher so eine Wandwurst mit Knoblauch und Pfeffer, daß es einem im Bauch wohl tut. Gryziak, lieber Freund, sei nett und gib mir eine. Ich lechze nach einer trockenen Wandwurst!“

„Da hast Du! — Du könntest mir dafür diese Maschine hier schenken. Ich bin nicht gewohnt, mit leeren Händen herumzugehen...“

„Bedaure. Ich kann nicht. Eine treffliche Waffe übrigens!“

„So gib mir wenigstens fünfundzwanzig Rubel, denn ich muß sofort eine Waffe haben. Und auf Wiedersehen!“

„Ich hab's nicht! Kauf Dir für das andere!“

„Na, weißt Du...“

„Ich habe noch etwas, aber es ist Parteigeld. Nachher fordern sie es, und das könnte mich kompromittieren.“

„Ser damit!“

„Zwanzig! Mehr kann ich nicht! Für das Geld bekommst Du bei Kapton schon eine gute Waffe mit Magazin und Ladung.“

„Handelt der alte Kapton noch immer mit Waffen? Und noch am gleichen Ort?“

„Ja. Im selben Haus. Franziskanergasse.“

„Auf Wiedersehen! — Daß mir das Geld in einem Monat bereit liegt!“

„Schon gut. Daß Du mir aber auch kommst! Nimm Dich in acht, mein Junge, jetzt ist es schwierig. Andere Zeiten!“

„Mir wird es immer leicht sein...“

Als er hinausging, traf er auf der Treppe mit einem jungen hellhaarigen Menschen zusammen, der mit Mühe zwei Körbe schleppte. Er blieb stehen, um ihn vorbeizulassen. Der Unbekannte blickte ihn mit einem guten offenen Blick an und lächelte freundlich.

„Grüß Gott, Iwan Arkadiewitsch!“ begrüßte ihn der Schwarze. „Wie gut, daß Sie kommen! Sie sind sicher hungrig vom weiten Weg, wie immer, und ich habe da gerade eine feine polnische Wurst! Es gibt einen guten Imbiß! — Auf Wiedersehen, lieber Junge!“ wandte er sich an Gryziak, und als der neue Gast schon in der Tür war mit seinen Körben, zwinkerte der Schwarze Gryziak zu und schnitt nach Bubenart eine Grimasse hinter dem eintretenden Genossen, als wollte er sagen: Da hast Du das Hornvieh!

Gryziak stürzte sich in die Franziskanergasse, und in einem der riesigen Häuser, irgendwo tief in geheimnisvollen Höfen, fand er seinen alten Lieferanten. Er wählte sich eine entsprechende Waffe aus, lud sie und begab sich in die Richtung der Stadt.

Als er den Krasinsligarten passierte, stand plötzlich der freundliche Blick des Genossen, wie er die schweren Körbe mit der verbotenen Literatur die Treppe heraufschleppte, vor seinen Augen. Er lächelte und kehrte um.

Als er anklopfte, öffnete der Freund, den Mund noch voll Wurst, gerötet und belebt. Offenbar hatte er schon etwas hinter die Binde gegossen. Der Schwarze machte ein unzufriedenes, verwundertes Gesicht. In dies verwunderte Gesicht schob Gryziak einmal und noch einmal und ging dann ruhig die Treppe hinunter. Er war befriedigt.

„Schießt gut. Eine eingeschossene Waffe!“ dachte er, indem er sie unter den Hofengurt steckte und die Fackel darüber fest zuknöpfte. Er ging über den Hof, trat auf die Straße und tauchte in der Menge unter.

Jetzt erst fühlte er, daß er in Wirklichkeit frei war. Das bewegte Leben der Straße wehte ihn an. Der Lärm, das Rollen der Wagen und Droßchen betäubte ihn und erfüllte ihn mit Glück. Er hätte am liebsten gesungen, gelacht und viel geredet.

Aber er hatte niemand.

Da tat es ihm zum erstenmal um seine Kameraden leid. Jetzt erst fühlte er, daß sie nicht mehr waren. Die Eindrücke der letzten Tage hatten ihn betäubt. Vorgestern erst beim Morgengrauen hatte man sie hinausgeführt. Sie gingen tapfer, heiter, mit einer Zigarette zwischen den Lippen in den Tod. Sie gingen, und er wird sie nie wiedersehen. Solche wie sie wird er nicht mehr haben — zwei solche Kerle wird er nicht mehr finden!...

Sie waren ihrer drei, aber sie bildeten gleichsam einen Menschen. Jeder von ihnen hatte eine Eigenschaft, die für die ganze Kompanie von größtem Nutzen war. Das „Schaf“ war ein Athlet und verstand es, mit Bauern und Juden zu reden, der „Freier“ konnte die Rolle eines Gebildeten spielen, kannte gründlich das Parteileben, verstand es, sich in einen eleganten Anzug zu schiden und mit der bourgeoisen Gesellschaft auf gleichem Fuß zu verkehren. Er war in allen Sätteln gerecht, ein hübscher Kerl, und hätte ein reichliches Auskommen haben können allein von den Beiträgen für revolutionäre Zwecke, für Wahlen, für die Selbstverteidigung, für die nationale Demokratie, für patriotische Fonds und für neue Kirchenbauten. Er hatte seinerzeit alles mögliche durchgemacht, war dabei doch nicht bequemer geworden und hatte stets nach der Wahrheit gestrebt. Als sie bei irgendeiner Gelegenheit zu dritt sich trafen, wuchsen sie sofort zusammen,

als hätten sie ihr Lebtag nur aufeinander gewartet. Es war ihnen wohl in ihrem gemeinsamen Zusammenleben, das freilich kaum ein Jahr anhielt.

Einst hatte Grynial vor allem seine Einsamkeit geliebt und dies, daß er niemand auf der Welt brauchte. Doch jetzt, da er erkannt hatte, was wahre Freundschaft war, sehnte er sich nach seinen Leuten. Zwar sagte er sich, das sei schlimm, unvernünftig, aber er konnte die heftige Sehnsucht nicht beherrschen. Diese Empfindung wunderte und qualte ihn, denn er hatte doch nie etwas Ähnliches erlebt.

Ein heftiger Zorn auf die Menschen überkam ihn und besonders auf jene, die die Ursache für den Untergang seiner Freunde waren. Er wollte sich rächen. Doch an wem? Sollte er auf die Mitglieder des Kriegsgerichts schießen, deren Namen er kannte, an deren Gesichter er sich erinnerte, und die er leicht hätte finden können? Ebenjogut konnte er sich an den Soldaten oder an den Geniefern rächen! Ebenjogut konnte er hinschauen und jene beiden Offiziersdamen erschließen, welche die Kameraden erkannt und dadurch ins Verderben gestürzt hatten. Ebenjogut konnte man hinschauen, das kleine Judenstädtchen, wenn es etwa schon aufgebaut war, anzünden und die Juden totschießen, die die erste Ursache für ihre Ergreifung waren . . .

Um ihn herum waren viele Juden, kamen Patrouillen und Polizisten vorbei, begegneten sich Offiziere, Beamte mit Sternen auf den Mützen; — man hätte sich da jemand aussuchen können und die Rache für die Kameraden vollziehen! Aber mit dem gleichen Recht konnte man auch durchs Fenster auf den Kaufmann im Laden schießen, auf den reichen Herrn, der, breit im Sitz zurückgelehnt, vorbeifährt, oder auf die arme Frau, die Gebäck auf der Straße feilbietet, und die zu allem bereit ist, wenn sie nur täglich ihre Ware verkaufen kann, oder auf diesen dummen Kutscher, der sein ohnehin überangestregtes Pferd unarmherzig mißhandelt . . .

Alle waren sie schuldig. Alles war schuld am Untergang der guten Kameraden. Entweder waren alle schuldig oder niemand — denn die ganze Welt hält miteinander die Stange gegen die Wahrheit. Ringsum umgab ihn nichts als menschliches Unrecht und die höllische Bosheit der Welt. Alles, worauf er blickte, war ihm feindlich. Jeder fremde Mensch war bereit, ihn in jedem Augenblick und mit dem besten Gewissen zu verderben: der Polizist, der vorübergehende Herr oder dieser sozialistische Arbeiter, dem er ebenfalls in seinen Plänen für die Umgestaltung der Welt irgendwie im Wege ist. Mit dem Unterschied, daß der Polizist ihn aufs Revier bringen und dann aufs Gericht eskortieren wird, der fremde Herr wird ihn denunzieren und sich dann freuen, daß ein Verbrecher bestraft wird, der sozialistische Arbeiter wird ihn einfach in den Kopf schießen wie einen tollen Hund, weil er ihm bei seiner sozialistischen Revolution unbequem ist. Lauter Böses, überall Böses . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldmuschel des Mittelmeeres.

Von Curt Bauer.

Ein sizilianischer Seemann sagte mir kürzlich, die Nordsee sei ein riesiger, gefährlicher Sumpf, an den er nie ohne kalte Schauer zurückdenken könne. Reist doch dem Südländer jeder Sinn für die schwer erhabene Kraft, für die dunklen, trüben Farbensinnien der nordischen Gewässer. Seine Augen sind zu sehr von der leuchtenden Transparenz der Luft des Südens verwöhnt, eine Transparenz, die auch dem Dardanischen Meere, besonders um Sizilien, in unvergleichlichem Maße eigen ist. Wie über einen weichen, azurblauen Teppich, lichtgrün gestreift und mit weißem, geringeltem Schaum geschickt, schaukelt das Schiff durch die warmen Blüten, deren Wogen gleich Schlangenseibern emporschnellt und ihren hellglänzenden Gesicht gegen den dunklen Himmel und die streifen Felsen schleudern. In der Nähe des Landes jedoch durchdringt der Blick das Meer wunderbar klar bis auf den Grund. Dann scheinen unten funkelnde Ströme von Gold, Silber und Edelsteinen einherzufließen: Kleine Rieselsteine sind es in Wirklichkeit, märchenhaft verklärt von der magisch leuchtenden Transparenz der thyrhenischen Seewellen. Niemand ermüdet, die Augen in diesen lodend flüsternden Zauberspiegel zu versenken. Scheint es doch, als müße jeder neu auftauchende Gold- oder Silberstrom irgendein glänzendes Wunder mit sich führen. Man lauscht und wartet darauf wie ein Träumer, der das Erwachen scheut.

Während noch Himmel und Meer an dunkelleuchtender Farbenpracht weiterfeiern, schwebt am Horizont ein heller, scharfgezogener Streifen empor: silberschimmernde Felsen von einem hellblauen

Flor überzogen. Drohend emporgewölbte Vulkane, phantastisch ins Meer überhängende Berggruppen nehmen immer deutlichere, festere Gestalt an. Raum wurde dem bewundernd Herannahenden den lichte Streif als Land, helle Erde zwischen dunklem Meer und Himmel, erkenntlich, so zeigt sich dort, wo die von Norden kommenden Wellen Sizilien bespülen, eine riesige, leicht ausgehöhlte Muschelform, an hellem, goldigem Glanze alles andere überstrahlend: Palermo ist es, genannt Conca d'oro, Goldmuschel, nach Konstantinopel die schönste Meerestadt Europas, von seinen Bewohnern „la felice“, „Glückselige“, geheißen.

Den leichten Bogen, mit dem das Meer sich in den Busen von Palermo legt, wiederholen schärfer auf der anderen Seite hohe Bergpartien, die gewissermaßen die Rückenseite der fruchtbaren Conca d'oro bilden. Schwermütig reden sie ihr graues Felsgeröll empor, alle überragend der Monte Succio, von dessen rundem Vulkanfegel die meisten Unwetter über die Stadt zu ziehen pflegen. Obwohl sein inneres Feuer in historischen Zeiten nie ausbrach, betrachtet ihn das Volk doch mit abergläubischer Furcht und glaubt fest an sein Wiedererwachen; denn deutlicher als Taten spricht seine drohende Haltung zu der leicht erregbaren Phantasie der Palermitaner. Eingegen gilt der Monte Pellegrino als Spender alles Guten. Seine steilen Felsmassen hängen weit über das Meer hinaus und auf ihnen weiden noch heute in großen Scharen Ziegenherden, wie Damillar sie einst hierher führte. In den Festtagen beleben seine ansteigenden Wege zahllose Ausflügler; genießt man doch von ihm aus das schönste Panorama über Stadt und Hafen. Geisterhaft gleiten die breiten, langen Vergesschatten über blumenbesäte Wiesen, durch die bald goldig gelbe, bald silbergraue Sonnenstreifen brechen. Natur und Menschen wetteifern an farbiger Schönheit und anmutigem Wechsel. Wie aus weichem Meeresschaum erbaut, glänzt unten in der Tiefe Palermo, von azurblauer See bespült. Ist es doch alles Muschelfalt, der das Material für die Häuser Palermos lieferte. In blendenden Lichtreflexen spielt die Sonne auf den platten Dachterrassen und auf den breiten Palmenblättern. Diese vielen Palmen- und Kaktuswälder geben der Stadt von ferne den Charakter in Starrheit verjunktener Ruhe, aus der die pyramidenförmigen dunklen Cypressen, die herniederhängenden Eukalyptusweige, die imposanten Gummibäume schwermütig emporragen.

Im Frühling jedoch wird das alles mit einem dichten bunten Blumenregen übergoßen. Aus der Erde und aus altem Gemäuer schießen über Nacht wilde und gepflegte Pflanzen hervor, ranken sich schnell zu den Gipfeln der Bäume empor und bedecken die Häuser so dicht, daß kaum noch die Fenster zu sehen sind. Die Zitronen- und Orangenwälder zeigen ihre üppige Fruchthülle durch die in dichtem Uebermaß die neuen Blüten drängen. Dann steigt zu den Hängen des Pellegrino ein intensiver süßer Blumenduft hinan, der seltsam einschmeichelnd die Sinne umfängt und ermattet. Seliger Betäubung voll blickt das Auge bewundernd in die Fruchtbarkeit der sizilianischen Erde, lauscht das Ohr dem gefühlvollen Gesänge und den Saitenklängen, die ihm allerorts entgegenklingen. Weiter den Monte Pellegrino aufwärts wirkt der Kontrast der Oede um so stärker. Hell hebt sich der nackte Fels vom blauen Himmel ab und graue Einsamkeit umgibt den Wanderer. Hoch oben jedoch, wo von schroff überhängender, in der Sonne leuchtender Gebirgsmasse der Blick nichts als das weite Meer und den unendlichen dunklen Himmel umfaßt, thront die Kapelle der S. Rosalia, der Schutzheiligen von Palermo, zu der aus allen Kirchen ringsum Gebet und Glockenläuten heraufklingen. Nur einmal im Jahre dringen dichte Menschenreihen in diese Vergeinsamkeit, am Festtage der Heiligen. Während der ganzen Nacht überströmt dann den Monte Pellegrino eine Riesenprozession von Gläubigen und Neugierigen. Abertausende bunter Laternen bewegen sich auf und ab und leuchten weithin wie ein Lavaström von dem erloschenen Vulkane her.

Die äußere Form der Conca d'oro indessen wurde vom Meere erst in neuen Zeiten gebildet. Früher war der Hafen von Palermo jenseits, weitlich des Monte Pellegrino. Noch heute erkennt man deutlich die tiefe Einbuchtung, in der sich der alte Golf bis nach der Stadt erstreckte. Später hoben dort vulkanische Einflüsse die Erde und warfen das Wasser zurück, während sie das Land diesseits des Monte Pellegrino senkten, so daß die See jetzt hier in schönem, leichten Bogen Palermo begegnen konnte. Der heutige Hafen ist durch Steinwälle in eine Außen- und eine Innenmole geteilt. In jener legen die großen, vom Ausland kommenden Dampfer und Segelschiffe an, in dieser die mehr dem Verkehr in Italien bestimmten, also vor allem die Dampfer der Navigazione Italiana. Zwar läßt sich das Treiben auf dem Wasser mit dem bewegten Verkehr eines großen nordischen Hafens nicht annähernd vergleichen; um so bunter jedoch zeigt sich das Leben in den längs des Hafens führenden Straßen. Bildet doch im hohen Süden das Meer den Hauptanziehungspunkt für die ganze Bevölkerung, die hier der anhaltenden Hitze zu entfliehen sucht. Gegen Abend sammelt sich an der Meerespassagegiata eine ungeheure Menschenmenge an, vom eleganten Lebemann bis zum schmutzigen, in Lumpen geküllten Bettler. Vornehme Equipagen halten am Ufer, Hunderte von Droßkeln, deren Passagiere langsam auf- und abwandeln. Männer, Frauen und Kinder: alles wartet, bis der erste erfrischende Wind das Wasser trifft. Etwas abseits am Strande gruppieren sich hier und da Volkschaufen, um den in ganz Sizilien so beliebten Cantastorie, Mit theatralischem Pathos, heftigen Bewegungen und ge-

während Vorträge weiß er unermüdet alle Legenden vorzusingen und dadurch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer stundenlang zu fesseln. Es sind alle jene altnormannischen Sagen, die ein Zufall der Geschichte hierher verpflanzt hat und die das tragische Schicksal und die Liebesepisoden gewaltiger nordischer Könige, ausgeschmückt mit südländischer Glut, verkünden. An der dem Schiffsverleer abgelegenen Passaggiata in dessen Loth der herrlich blühende, riesige Volkspark, wo an den Sommerabenden Konzerte stattfinden und bei feenhafter Illumination sich ganz Palermo durcheinander tummelt.

Im Hafen der Innenmole herrscht um diese Zeit ebenfalls das regste Treiben. Zumal sich der Post- und Personenverkehr nach dem Festlande über Neapel viel schneller und angenehmer gestaltet als mit der Eisenbahn. Stundenlang, bevor der Dampfer nach Neapel abgeht, gibt es ein lebhaftes Hin und Her von Reisenden, Abschiednehmenden und Zuschauern, die noch schnell einen Brief befördern wollen. Bisweilen wird der Trubel durch ein Schiff mit Auswanderern nach Amerika erhöht. Der nie fehlende Leiermann läßt mit seinem Zither-Organ die Abfahrenden die letzten sizilianischen Klänge hören. Und das gefühlvolle Völchen ergeht sich voll lärmender Trauer in seinen unendlich langgezogenen Klängen, die den Davongehenden wehmütig ihre Namen nachrufen, bis die große Meeresstille jene menschlichen, fast unmenschlichen Laute verschlingt. Inzwischen ist vor dem Eingange zum Hafen die Holzstatue der Madonna mit zwölf großen Kerzen beleuchtet worden, vor der das ein- und ausströmende Volk schweigend den Hut lüftet. Wiederum naht selbst diesem geweihten Plage der Leiermann, der von seinem Rundgange mit gefüllten Tischen heimkehrend, die dankbare Devotion vor der Mutter Gottes durch eine Extracellage kundgeben zu müssen glaubt, indem er ihr feierlich die „Luftige Witwe“ aufspielt! Weit ins offene Meer hinaus in dessen zieht sich das steinige Völlchen des Außenhafens mit einem kleinen Wald von Segelschiffmasten und fremden Flaggen. Es verursacht stets ein anheimelndes Gefühl, in dieser fremden Naturschönheit die deutschen Schiffe heranziehen zu sehen. Seit kurzem unterhält der Norddeutsche Lloyd regelmäßigen und bequemen Verkehr in den italienischen Häfen, bisweilen begrüßt man auch einen Frachtdampfer der Sloman-Linie und gelegentlich sogar einen mächtigen Seeriesen der Hamburg-Amerika-Linie, der aus weiter Ferne kommend, einige Tage im Hafen von Palermo läßt. Gern überschreitet alsdann der Deutsche die Dogana, um ein Weilschen auf heimischen Brettern zu stehen und was noch angenehmer erscheint, — einige gute Zigarren zu ergattern und auf italienischem Boden zu schmuggeln, dessen eigener Tabak ja leider schlecht genug ist.

Wie ganz Palermo, so steht besonders auch der Hafen unter dem Schutze der Santa Rosalia. An ihrem Feste sollen nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere ihren Segen empfangen; weit und breit ziehen dann in unendlichen Scharen die Biegenherden, geführt von den malerisch gekleideten Hirten, in den Hafen von Palermo. Der großartige Anblick dieser malerischen Scharen dürfte selbst den erpichtesten Vegetarianer erfreuen; wie ein lebendiger weißer Strom zwischen dunklem Himmel und dunklem Meere kommen sie in unendlichem Zuge herbei, begleitet von Schalmeyklängen der Hirten und abertausend kleinen Glöckchen.

Unvergesslich schön und erhaben verkünden die Linden weichen Sommerabende den Hafen von Palermo. Die sonst so hell leuchtenden Berge umhüllt ein intensives Dunkelblau mit lilafarbenen Streiflichtern, alles dunkler noch als das Meer, während über Erde und Wasser der Himmel einen geradezu blendenden Glanz wirft, einen Glanz, der die Umrisse der Gegenstände und Menschen wie mit Spiegellicht umflimmert. Dann eilen die armen Fischer, die des Tages Hitze zur Untätigkeit zwang, aufs Meer hinaus. Ihre alten arabischen Volkswesen klingen schwermütig in die Dämmerung. Auch das flache Wasser des Strandes belebt sich mit Männern, die, obwohl befeidet, oft bis an die Bruit im Meere waten, um Seeesterne, Polypen usw. zu fischen. Ihre Lampen entzünden den abseits rauschenden den Grund des klaren Wassers so tagesklar, daß man selbst nicht müde wird, die glänzenden Steinschalen und schöngeformten Gewächse zu beobachten. Endlich verzaubert der auftauchende Mond das ganze Meisterwerk der Schöpfung.

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Schluß.)

Wenn wir das menschliche Leben betrachten, so finden wir überall unter den Menschen, welcher Rasse, welchem Volke wir auch unseren Blick zuwenden, das Bestreben, sich zu größeren oder kleineren, festeren oder freieren Gemeinschaften zusammenzuschließen, und ebenso finden wir auch bei fast allen Tierklassen gewisse soziale Instinkte entwickelt.

Der Philosoph Ratorup sagt einmal: Der völlig isolierte Mensch, das Individuum ist nur eine Fiktion, eine Abstraktion; und er hat recht mit diesem Ausdruck. Ja, man könnte seinen Satz noch erweitern und fast sagen, auch das völlig isolierte Tier ist eine Fiktion, denn abgesehen von wenigen Ausnahmen finden wir auch im Tierreich überall, und wenn auch oft nur schwach ausgebildet, Spuren von Geselligkeit. Ja, selbst bei den niedersten einzelligen Lebewesen lassen sich solche sozialen Spuren

nachweisen. Zahlreiche einzellige Lebewesen schließen sich zu dauernden Kolonien oder wenigstens zu vorübergehenden Pflanzgemeinschaften zusammen. Auch bei den vielzelligen Tieren finden wir bereits auf der niedersten Stufe, bei den Schwämmen und Nesseltieren, Koloniebildung.

Das schönste Beispiel hierfür bieten die Korallen. Sie zeigen auch am besten, welche ungeheure Leistungen gemeinsame Arbeit zu vollbringen vermag, danken doch große Inseln, Riffe und weitläufige Atolle allein der Tätigkeit zahlloser kleiner Korallenpolypen ihre Entstehung.

Der erste Schritt zur Koloniebildung ist bereits bei einem der niedersten Nesseltiere, unseren Süßwasserpolypen Hydra, getan. Wie alle höheren Tiere pflanzt sich auch der Süßwasserpolyp durch besondere Keimzellen fort, daneben besitzt er aber noch die Fähigkeit, gleich den meisten Pflanzen, seitlich an seinem Stamme Ableger oder Knospen zu treiben, die bis zu ihrer völligen Ausbildung zum fertigen Polypen mit dem Muttertiere verbunden bleiben, sich dann aber lösen und ein selbständiges Leben führen, so daß wir wenigstens vorübergehend auch hier bereits einen kleinen Tierstod von zwei bis höchstens vier oder sechs Individuen vor uns haben.

Jedenfalls muß diese Vereinigung den Tieren Vorteil gebracht haben, denn bei den meisten höheren Vertretern dieser Klasse finden wir, diese dort nur vorübergehende Vereinigung zu einer dauernden Einrichtung geworden.

Als Beispiel einer ausgedehnten Koloniebildung mag unsere Edelkoralle dienen. Meist sind es vielfach verzweigte, bald kleinere, bald größere Stäbchen, die durch ihre prächtige rote Färbung einen schönen Anblick gewähren. In jedem der zahlreichen Zweige des Stodes sehen wir die kleinen Korallenpolypen hervorstechen, aber bei der geringsten Störung ziehen sie sich blitzschnell in das Innere zurück.

Wie entsteht nun aber der Korallenstod? In ganz ähnlicher Weise wie bei unseren Süßwasserpolypen durch ungeschlechtliche Vermehrung, und zwar durch seitliche Knospung. Da hier jedoch die so entstehenden Individuen für ihr ganzes Leben vereint bleiben und da die Korallenkolonien sehr erhebliche Dimensionen annehmen, so muß der fertige Stod noch besonders gestützt werden, da er sonst einfach zusammenfallen würde. Es geschieht dieses durch Ausschcheidung eines festen Gerüsts von kohlensaurem Kalk im Innern, das den ganzen Stod bis in seine feinsten Verzweigungen durchzieht und stützt, wie das Knochenstelet unsern eigenen Körper. Dieses Kalkstelet ist der Teil einer Edelkoralle, der zu Schmutzgegenständen verarbeitet wird.

Die einzelnen Baumeister einer solchen Korallenkolonie sind nun nicht etwa von einander getrennt und nur räumlich auf den gleichen Stod angewiesen, sondern der Innenraum ihres Körpers steht mit den sämtlichen anderen Bürgern dieses primitiven Tierstaates durch ein Röhrensystem in Verbindung und die Nahrung, die ein Tier aufnimmt, kommt gleichzeitig sämtlichen Einwohnern zugute.

Wir sehen hier also bereits gemeinsame Arbeit und Eintreten des einen Bürgers für das Ganze, aber zu einer wirklichen Arbeitsteilung ist es noch nicht gekommen. Doch auch dieses finden wir bei nahesten Verwandten derselben Tierklasse verwirklicht. Vor allen Dingen ist bei diesen den einzelnen Polypen die Fähigkeit, Geschlechtsprodukte zu erzeugen, verloren gegangen, sie können sich ausschließlich durch seitliche Knospung vermehren. Nun entstehen aber durch die Knospung nicht nur, wie bei den Korallen, immer wieder neue Polypen, sondern daneben kommt es auch zur Ausbildung sehr abweichend gebauter Geschlechtsstiere, Medusen oder Quallen genannt, deren wichtigste Aufgabe darin besteht, Eier und Samen zu produzieren. Entweder bleiben die Medusen nun auch vollständig und dauernd mit dem Stod vereint, oder aber, was das Häufigere ist, sie lösen sich, wenn sie erwachsen sind, vom Stode los und begeben sich auf die Wanderschaft in die Weite, überall ihre Geschlechtsprodukte absetzend und so für die Verbreitung der Art wirkend.

Überall in der Ost- und Nordsee und namentlich im Mittelmeer trifft man auf große Scharen solcher Medusen oder Quallen. Namentlich beim Baden machen sie sich häufig durch Erzeugung eines stark brennenden Schmerzes recht unangenehm bemerkbar. So schön nämlich diese Tiere sind, so heimtückisch sind sie auch. Wie wir in einer früheren „Uebersicht“ bereits erwähnt haben, sind sowohl Polypen wie Medusen mit einer gefährlichen Waffe, den sogenannten Nesseltapseln ausgerüstet, die sie bei allen anderen Tieren gefährlich machen.

Die weitgehendste Arbeitsteilung finden wir bei den Röhrenquallen oder Siphonophoren durchgeführt, Tieren von einer unbeschreiblichen Farben- und Formensönheit, die bei sonnigem, ruhigem Wetter oft in großer Anzahl an der Oberfläche des Meeres dahintreiben.

Wer würde wohl in diesen so einheitlich aussehenden Organismen Tierstaaten vermuten. Und doch entspricht jedes dieser Tiere nicht etwa einer einzelnen Qualle oder einem Polypen, sondern eher einem ganzen individuenreichen Korallenstod. Jedes einzelne scheinbare Organ, das an der Siphonophore zu sehen ist, ist ein besonderes selbständiges Tier, das in diesem Musterhaushalt eine ganz bestimmte Arbeitsleistung übernommen und sich zweckentsprechend umgewandelt hat. Und zwar sind einige Organe aus modifizierten Polypen, andere aus umgewandelten Medusen hervor-

gegangen. Bei diesen Tieren ist wirklich das Ideal einer wahren Gemeinschaft verwirklicht: „Einer für alle und alle für einen“. Hier gibt es keine höheren oder niederen Stände, die miteinander in Rivalität stehen, sondern jeder bestrebt sich, nur nach seinem Fähigkeiten das Beste für die Gesamtheit zu leisten.

Haben wir vorher ein vielzelliges Tier, da es sich aus zahlreichen Elementarorganismen zusammensetzt, als ein „Individuum“ zweiter Ordnung“ bezeichnet, so müssen wir bei den Staatsquellen oder Siphonophoren gar von „Individuen dritter Ordnung“ sprechen. In der Tat sind hier ja eine Anzahl „Individuen zweiter Ordnung“ zu einem einzeilichen Organismus vereinigt. Eine derartige Staatsquelle darf man daher nicht einem höheren, vielzelligem Tier, etwa einer Biene, gleichsetzen, sondern sie entspricht einem ganzen Bienenstock. Doch bei der Staatsquelle haben die einzelnen Bürger jede Selbständigkeit eingebüßt; einige fressen nur, sie sind zum Mund und Magen geworden; andere, zu langen mit Nesselbatterien besetzten Fäden ausgezogen, dienen der Verteidigung; wieder andere sind zu Schwimmglocken, zu Deckplatten, zu Geschlechtsorganen umgewandelt. So hat unter den einzelnen Angehörigen der Kolonie eine Arbeitsteilung Platz gegriffen, die man direkt mit der Einteilung unseres Körpers in einzelne Organe in Parallele stellen kann. Von den Staatenbildungen bei den höheren Tieren soll ein andermal gesprochen werden.

Dr. L.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Otto Ludwig als Kritiker Schillers. In deutscher Sprache ist niemals ein so heftiger Angriff gegen Schiller und sein Drama gerichtet worden, wie der Otto Ludwigs, dessen hundertster Geburtstag in diesen Tagen feilich begangen wird. Mit rückwärtslosem Scharfsinn hat Ludwig in seinen „Dramatischen Studien“ alle Schwächen der „idealistischen“ Dichtung Schillers aufgedeckt und dafür immer wieder auf Shakespeare als den wirklichen Meister des Theaters hingewiesen. Besonders der „Wallenstein“ war es, der den Enjelder aus Eisfeld zu steter Kritik reizte. „Ich kenne keine poetische, namentlich keine dramatische Gestalt“, schreibt er einmal, „die in ihrem Entwurfe so zufällig, so krankhaft individuell, in ihrer Ausführung so unwahr wäre als Schillers Wallenstein. Keine aber auch, in welcher diese Unwahrheit und innere Kalklosigkeit mit größerem Geschick versteckt wäre!“ Er wägt den Wallenstein gegen Hamlet ab und findet ihn zu leicht: „Was man von dem historischen Wallenstein weiß, wäre in eines Shakespeares Hand zu einem grandiosen Bilde geworden. Der Schillerische, ein Zungenheld, wie das deutsche Publikum sie gerne hat, spricht Dinge, die meist wundervoll schön sind, wenn man sie sich von Schiller selbst gesprochen denkt, und die ihm nicht leicht ein anderer nachsprechen wird; das meiste aber davon ist in Wallensteins Munde unwahr wie die ganze Gestalt.“ In derselben Polemik fällt ein tiefes Wort, das uns den ganzen Charakter Ludwigs enthüllt: „So schlecht die Wirklichkeit sein möge, es ist mehr wahre Poesie darin, als in der idealen Verklärung der Schwäche, als in einer idealen Schattenwelt.“ Ähnliche Keulenschläge wie auf den „Wallenstein“ saßen auch auf die „Maria Stuart“ hernieder. „Überall bewußte persönliche Kunst, aber nicht bloß des Dichters, sondern auch der Personen; ein völliger Mangel an dramatischer Unmittelbarkeit. Den Leuten ist mehr darum zu tun, ihre Rednerkunst zu zeigen und ihre persönliche Würde zur Darstellung zu bringen, als dem Dichter, uns Menschen zu zeigen. Da ist überall Draperie und Attitüde, aber nirgends eine Spur von unbelauschter Natur.“ Ludwig war sogar sarkastisch genug, Schiller mit — Scribe zu vergleichen: „Werkwürdig ist die Ähnlichkeit der Scribeschen historischen Lustspiele in der Technik mit der „Maria Stuart“. Die Hauptfache ist, wie immer ein Intrigant den andern überlistet.“ Von der „Braut von Messina“ heißt es in Ludwigs Studien, sie bestände aus „künstlich belebten Leichen“. „Mir war, als lähe ich dem Meere zu; dies endlose Schankeln, nirgends ein Festes, machte mir zuletzt bei der Auf-führung die Empfindung, als wäre auch die Erde unter meinen Füßen nicht mehr fest.“ Den Ab-schluß des Schiller-Essays bildet ein blutiger Hohn. Ludwig vergleicht Sophokles' Produktion mit einer schlanken Palme, Shakespeares mit einer knorrigen Eiche, aber Schillers Produktion mit einem — Christbaum! Schiller nahm nach seinem Urteil aus Shakespeares oder der alten Griechen Garten Senker, entfernte die Wurzeln und pflanzte sie in den feinen. „Aus Ungehdnd, daß der Baum so lange mit den Früchten zaudert, hängt er welche, von andern Bäumen genommen, daran; um die gesunde Möie der Frucht zu erzielen und zu überbieten, vergoldet er sie...“

Sprachwissenschaftliches.

Die älteste Sprache Europas, wenn man von dem modernen Griechischen absteht und die ausgestorbenen Sprachen überhaupt außer Betracht läßt, ist das Gälische in Irland. Die Gälten waren ein Volksstamm, der vor etwa tausend Jahren vor Christi Geburt nach der Grünen Insel kam. Sie gaben ihr den Namen Eire, und unter diesem wurde sie auch den Griechen etwa vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung bekannt. Wenigstens ein

einhalb Jahrtausende bewahrten die Gälten, die ein Volk der großen keltischen Familie waren, in Irland ihre Unabhängigkeit unter eigenen Häuptlingen. Sie besaßen schon lange vor Einführung des Christentums ein Alphabet, das Ogam genannt wurde und aus einem System von graden Linien oder Punkten zu beiden Seiten einer Grundlinie bestand, also, wie ein moderner Sprachforscher sich ausgedrückt hat, wie eine Kreuzung zwischen dem Morsealphabet der Telegraphie und der Keilschrift ausfiel. Es wurde namentlich für Inschriften auf Denkmälern benutzt und erhielt sich bis in das zehnte Jahrhundert. Dann wurde es durch ein Alphabet von 17 Buchstaben ersetzt, das aus dem Lateinischen hergeleitet war, mit dem das Gälische überhaupt viele Beziehungen aufweist. Von den englischen Eroberern hat die gälische Sprache so wenig Rücksicht erfahren, daß es wie ein Wunder erscheint, daß sie sich auch nur in Resten hat erhalten können. Sie hat sich dann nach der großen Hungersnot in den Jahren 1845 bis 1847 mit dem Strom der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten hinübergerettet, wo sie 30 Jahre später als eine berechnete Sprache anerkannt wurde. Sie hat sogar eine besondere Förderung erfahren, so daß sie heute in 3000 von den vorhandenen 8000 der sogenannten National-schulen in den Vereinigten Staaten gelehrt wird, außerdem in einer großen Anzahl von Privatschulen. Dadurch hat sich auch eine moderne gälische Literatur entwickelt. Dem amerikanischen Einfluß also haben die Iren es zu verdanken, wenn sie an der in diesem Jahre entstehenden neuen Nationaluniversität die gälische Sprache für die Aufnahme als eine Forderung haben bezeichnen dürfen. Nach der letzten Volkszählung wird das Gälische in Irland noch von fast 600 000 Bewohnern als Muttersprache gesprochen, in Großbritannien und Amerika wahrscheinlich von mehr als einer Million.

Philosophisches.

Das Problem der Willensfreiheit. Die kaum übersehene Zahl von Werken über das fast zu Tode abgeheute Problem der Willensfreiheit vermehrt G. F. Lipps um ein neues (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 883. Teubner, 1912. Preis 1,25 M.). Art und Resultate der Darstellung des Züricher Psychologen werden auch den fesseln, für den der Widerspruch zwischen dem subjektiven Glauben freier Entscheidung und der objektiven Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit alles Handelns kein Problem mehr ist. Lipps entwickelt dialektisch den in der Geschichte der Philosophie mit stets größerer Schärfe hervortretenden sogenannten Widerspruch, ohne in eine langweilige rein historische Wiedergabe zu verfallen. Für Lipps löst sich das Problem durch die Unterscheidung des naiven und kritischen Verhaltens: der kritische Beobachter geht bis auf die letzten Bestimmungsgründe unseres Handelns zurück und findet dort keine Möglichkeit andersartiger Entscheidung, als sie tatsächlich getroffen wird. Da aber die letzten Gründe im einzelnen nicht erfassbar sind, bleibt für die naive Betrachtungsweise, die nur das jeweils Erfassbare kennt, die Möglichkeit, daß anders gehandelt hätte werden können. Auf Grund dieser Einsicht entwickelt Lipps den schönen Gedanken: die Erkenntnis der Unfreiheit bietet „nicht die vielleicht sehr erwünschte Lösung von den Folgen unserer Tat; nicht die vielleicht heiß ersehnte Möglichkeit eines neuen Anfangs, aber doch eine Erlösung, nämlich die Befreiung von der Selbstanlage und von der vernichteten Vorstellung, daß all unser Tun und Lassen auch anders sich hätte gestalten können. Und diese Erlösung befreit uns zugleich von der Selbstherrlichkeit unseres Ich, das vermeintlich für sich besteht und von sich aus zu handeln glaubt. Sie führt uns zu der bescheidenen Einordnung in den Zusammenhang der Lebensgemeinschaft, der wir angehören, und in den Zusammenhang mit dem gesamten Weltgeschehen.“

Eine Ergänzung für die psychologische Seite des Problems bietet Marzif Ach („Ueber den Willen“, 1. Heft der Untersuchungen zur Psychologie und Philosophie. Quelle und Meyer, 0,80 M.) Das Heft gibt in einer auch für Nicht-Psychologen verständlichen Form die Methode und Ergebnisse psychologischer Experimente über den Willen wieder. Ach sucht zwar die Freiheit der Entscheidung „innerhalb gewisser, allerdings sehr enger Grenzen“ zu retten, aber gerade diese Ausführungen fügen nicht auf der für jede wissenschaftliche Behauptung von Ach selbst geforderten Erfahrung. Die Arbeit bietet vielmehr einen Beleg für die Möglichkeit, mit systematischen Untersuchungen auch in das komplizierte Getriebe seelischer Kausalität einzudringen.

Nicht das Problem der Willensfreiheit allein behandelt A. Richter in seiner „Philosophie“ (das in 2. Auflage in Teubners Sammlung Aus Natur und Geisteswelt erscheint). Aber der Weg, auf dem er zur Bejahung der Willensfreiheit gelangt, wird erst charakterisiert durch die Behandlung der übrigen philosophischen Probleme. Statt des Bestrebens, die Tatsachen zu begreifen und Abstraktionen nur als gedankliche Ablösungen von Tatsachen zu behandeln, wird dem Metaphysiker die Abstraktion selbst eine von der Wirklichkeit losgelöste Tatsächlichkeit. Die philosophischen Probleme der Gegenwart kommen daher bei Richter viel zu kurz. Zur Einführung weit besser geeignet sind die Büchlein der gleichen Teubnerschen Sammlung von Unold, Regold, Kälpe, Busse, Verworn, Richter. Das Literaturverzeichnis muß irreführen. Wichtige und leicht verständliche Werke des Empirismus und Positivismus fehlen.

E. M.